

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 33 (1990)

Heft: 2

Artikel: "...ein ewig Memorial allen Lüten..." : einige Bemerkungen zur Chronistik spätmittelalterlicher Städte

Autor: Zahnd, Urs Martin

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388527>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«... EIN EWIG MEMORIAL ALLEN LÜTEN ...»

Einige Bemerkungen zur Chronistik spätmittelalterlicher Städte

Seit langem schon gilt die Handschrift, die Diebold Schilling in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts für den Berner Altschultheißen Rudolf von Erlach geschrieben hat, als eine der schönsten und bedeutendsten Bilderchroniken aus dem spätmittelalterlichen oberdeutschen und schweizerischen Raum. Dank der vorzüglichen Edition, die der Faksimile-Verlag in Luzern in die Wege geleitet und betreut hat, ist es heute jedem Interessierten möglich, sich Schillings Werk betrachtend und lesend zuzuwenden und je nach Neigung und Neugier beim ästhetischen Genuß der Bilder, dem Konterfei bestimmter Gestalten, dem Aufbau einzelner Szenen oder der Lektüre gewisser Textpassagen zu verweilen.

Sowohl die interessierten Laien als auch die Fachleute vergessen bei dieser Beschäftigung mit dem Spiezer Schilling allerdings gerne, daß es sich bei dieser Chronik lediglich um ein Beispiel handelt (wenn auch um ein künstlerisch besonders wertvoll ausgestattetes) aus einer Vielzahl ähnlicher Arbeiten aus dem Spätmittelalter. Allein in der Reihe der Chroniken deutscher Städte, die seit der Mitte des letzten Jahrhunderts von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben worden ist, sind gegen hundert Städtechroniken aus dem 14. und 15. Jahrhundert veröffentlicht worden, ohne daß die Publikationsreihe auch nur annähernd den Anspruch auf Vollständigkeit erheben könnte. Als Autoren dieser Chroniken haben oftmals die Stadtschreiber gewirkt, nicht selten im Auftrag der städtischen Obrigkeit, des Rates. Lübeck besitzt schon vor 1350 eine offizielle Ratschronik, die vom Franziskaner Det-

bold, danach von den Ratsschreibern Johann Hertze, Johann Wunstorp und Dietrich Brandes bis ins 15. Jahrhundert hinein fortgesetzt wird. In ähnlicher Weise schreiben auch in Soest, in Landshut oder in Zittau mehrere Generationen von Stadtkanzlisten an der selben Chronik und führen sie in der gleichen Tendenz fort wie ihre Vorgänger. Aber nicht nur der amtliche Auftrag der städtischen Obrigkeit wird Anlaß zur Niederschrift einer Chronik. Bereits zwischen 1277 und 1287 verfaßt der Kölner Gotfrid Hagen sein «boich van der stede Colne», in dem er den Kampf Kölns mit seinen Erzbischöfen Konrad von Hochstaden und Engelbert von Falkenberg schildert, wohl auf Grund seiner Detailkenntnisse, die er als Ratsschreiber erworben hat, aber ohne öffentlichen Auftrag. Und im Verlaufe des 15. Jahrhunderts wird die Zahl der Städtechroniken, die einzelne Ratsherren, Patrizier, aber auch Priester und Mönche aus eigener Initiative verfaßt haben, ins Uferlose steigen. In diesem Zusammenhange sei lediglich an die privaten historischen Versuche der Berner Tschachtlan, Dittlinger, Fricker, Schodoler oder Schwinkhart erinnert.

Gleichzeitig mit der Zahl der Chroniken wächst auch die Zahl der Abschriften, später der Drucke, die von den verschiedenen Chroniktexten angefertigt werden. Angehörige der städtischen Ober- und Führungsschicht, die sich nicht selber als Historiker versuchen, sind zumindest darum bemüht, sich eine Abschrift der Geschichte ihres Gemeinwesens zu beschaffen. Rudolf von Erlach, der bei Diebold Schilling eine (allerdings singular ausgestattete) Chronik in Auftrag gibt, ist auch in Bern kein Einzel-

fall. Von Jakob Twinger von Königshofens Straßburger Chronik beispielsweise besitzen in Bern im ausgehenden 15. Jahrhundert Bartholomäus Huber, Jakob vom Stein und Theobald von Erlach Abschriften, Justingers Chronik findet sich bei Jakob vom Stein, und auch Adrian von Bubenberg und Thomas Schöni besitzen nicht näher identifizierbare Chroniken. Obschon heute nur noch ein Bruchteil dieses bernischen Bücherbesitzes nachzuweisen ist, zeigen doch die Verhältnisse in verschiedenen deutschen Städten, etwa in Lübeck, Nürnberg oder Augsburg, wo Bücherverzeichnisse aus Privathäusern erhalten geblieben sind, welche große Verbreitung gerade Stadtchroniken gefunden haben.

Diese breite Streuung der Stadtchroniken ist vor allem auch deshalb bemerkenswert, weil ja die Herstellung einer Abschrift recht hohe Kosten verursacht hat. Selbst wenn berücksichtigt wird, daß sowohl die professionellen Schreibstuben, die seit dem 14. Jahrhundert immer zahlreicher ihre Tätigkeit aufgenommen haben, als auch die häufig verwendeten billigeren Materialien und Ausstattungen (statt Pergament Papier, keine Illustrationen) zu erheblichen Preisunterschieden geführt haben, hat doch eine Chronikhandschrift einen sehr bedeutenden materiellen Wert besessen. Für verschiedene Manuskripte sind denn auch Geldbeträge ausgegeben worden, die beispielsweise ebenso für den Kauf einer städtischen Liegenschaft ausgereicht hätten.

Damit ist die Frage nach den Motiven angeönt, die Ratsgremien und einzelne Bürger veranlaßte, eine Chronik schreiben, kopieren und allenfalls illustrieren zu lassen. Warum haben sich im ausgehenden Mittelalter Menschen in so großer Zahl und mit derart beachtlichem Aufwand bemüht, in den Besitz einer Stadtchronik zu gelangen? Was bewegte sie dazu, schreibend, malend, lesend, betrachtend oder allenfalls zuhörend in die

Vergangenheit des eigenen Gemeinwesens einzudringen? Diesen Fragen soll in den nachfolgenden Ausführungen kurz nachgegangen werden.

Zu keiner Zeit dienten Bücher ausschließlich der Sachinformation oder allein dem ästhetischen Genusse, das gilt auch für das Mittelalter, das gilt auch für die Gesellschaft spätmittelalterlicher Städte. Gerade weil die Chroniken des 14./15. Jahrhunderts so kostbar sind, sind sie nicht nur für die jeweiligen Besitzer bedeutsam. Sowohl städtische Obrigkeiten als auch einzelne Ratsherren und Patrizier haben mit der in Auftrag gegebenen oder selbst verfaßten Geschichte ihres Gemeinwesens immer auch den in der Gegenwart beanspruchten Status ihrer Stadt in ihrem politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umfeld dokumentiert beziehungsweise postuliert. Der Besitz einer städtischen Chronik wird dadurch, ähnlich wie die Sammlungen städtischer Rechtssatzungen und Privilegien einerseits, der Bau und die Ausstattung öffentlicher und kirchlicher Bauten andererseits, auch zum Bestandteil des städtischen Selbstverständnisses und der städtischen Selbstdarstellung und damit zum Ausdruck des wachsenden Repräsentationswillens der Kommune. Wer nun gar als Privatmann eine Stadtchronik besitzt, belegt damit unter anderem vor Familienangehörigen, Standesgenossen und gesamtstädtischer Gesellschaft, daß er sich diesem Gemeinwesen verbunden und verpflichtet fühlt, daß er sich mit ihm, mit seiner Vergangenheit und den diese Vergangenheit bestimmenden guten Kräften identifiziert. Es ist deshalb kaum ein Zufall, daß ein sehr großer Teil dieser Stadtchroniken gerade in der Blütezeit städtischer Machtentfaltung, das heißt zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert, entstanden ist. In diesem Umfeld ist eben die Identifikation mit dem Gemeinwesen und dadurch die eigene Standeslegitimie-

rung innerhalb der städtischen Gesellschaft besonders naheliegend und erfolgversprechend.

Auch in Bern manifestiert sich das Bedürfnis nach einer offiziellen Geschichtsdarstellung nach der Eroberung des Aargaus und der Beendigung des Walliserkrieges um 1420, nach dem Zürcher- und Freiburgerkrieg um 1450, nach den siegreich bestandenen Burgunderkriegen in den 1480er Jahren oder nach der Durchführung der Reformation in konkreten Aufträgen (beziehungsweise Approbationen) an Konrad Justinger, Thomas von Speichingen, Diebold Schilling und Valerius Anshelm. Und auch die privaten Arbeiten von Tschachtlan, Dittlinger, Schwinkhart, Schodoler und anderen werden in den ausgesprochenen Hochzeiten des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts geschrieben. Entsprechendes gilt für die Chronik-Abschriften und Chronik-Ausschreibungen: Diebold Schillings Werk für Rudolf von Erlach etwa ist unter anderem auch Ausdruck des Selbst- und Machtgefühls, das im Rat und in den führenden Geschlechtern Berns seit den Feldzügen gegen Karl den Kühnen immer deutlicher faßbar wird.

Eine erste Antwort auf die Frage nach den Motiven, die Bewohner spätmittelalterlicher Städte bewogen haben, sich der Geschichte ihrer Kommune zuzuwenden, könnte also lauten: Stadtchroniken sind den Bürgern des 14./15. Jahrhunderts deshalb wichtig, weil sie unter anderem zu Trägern eines kollektiven Selbstbewußtseins, zu kollektiven Selbstdarstellungen geworden sind, die Status und Ansprüche des Gemeinwesens aus der Vergangenheit herleiten und nach innen und außen legitimieren.

Es wäre nun allerdings eine allzu simple und verkürzte Betrachtungsweise, hinter den zahlreichen spätmittelalterlichen Stadtchroniken lediglich das Bedürfnis

selbstbewußter Obrigkeiten und Patrizier nach einer historisch verbrämten Selbstdarstellung zu sehen. Unverkennbar geht es auch im 14./15. Jahrhundert den Chronisten und ihrem Publikum darüber hinaus darum, durch die Darstellung von Geschichte Antwort zu erhalten auf Fragen nach den das Geschick der Menschen in Vergangenheit und Gegenwart bestimmenden Kräften, nach den Voraussetzungen und Grundlagen des eigenen historischen Standortes und nach Ursprüngen und Zielen des einzelnen und der ihn einbindenden Gemeinschaften und Ordnungen. Es geht darum, Geschichte nicht nur als wirres Knäuel unverständlicher Einzelereignisse anzuhäufen oder allenfalls aufzulisten, sondern als gedanklich erfaßbares Ganzes zu ordnen, zu deuten und womöglich zu verstehen. Wer nach den Intentionen mittelalterlicher Chronisten und den Erwartungen mittelalterlicher Chronikleser fragt, wird deshalb nicht darum herumkommen, die Muster der Geschichtsbilder und Geschichtsdeutungen jener Zeit genauer zu betrachten, auch wenn diese historischen Konzepte und Sinnangebote von der kritischen Forschung etwa des 19. Jahrhunderts (unter sträflicher Verkennung der Geschichtlichkeit des eigenen methodischen Standpunktes) gering geachtet worden sind.

Anders als bei den Völkern des alten Orients, anders auch als bei den Griechen und Römern, in deren Geschichte lediglich in weit zurückliegender, nicht mehr datierbarer Vergangenheit Götter eingegriffen haben, gehen Annalisten und Chronisten, Geistliche und Laien des Mittelalters davon aus, daß Gott sich zu allen Zeiten in der Geschichte offenbare, daß dieser Gott der eine Schöpfergott sei, daß er, selber über aller Geschichte stehend, in diese in einer Weise eingreife, die auch vom Menschen als verstehbare Realität gedeutet werden könne, und daß Geschichte deshalb genau besehen immer Heilsgeschichte sei. Für Otto von Freising, den

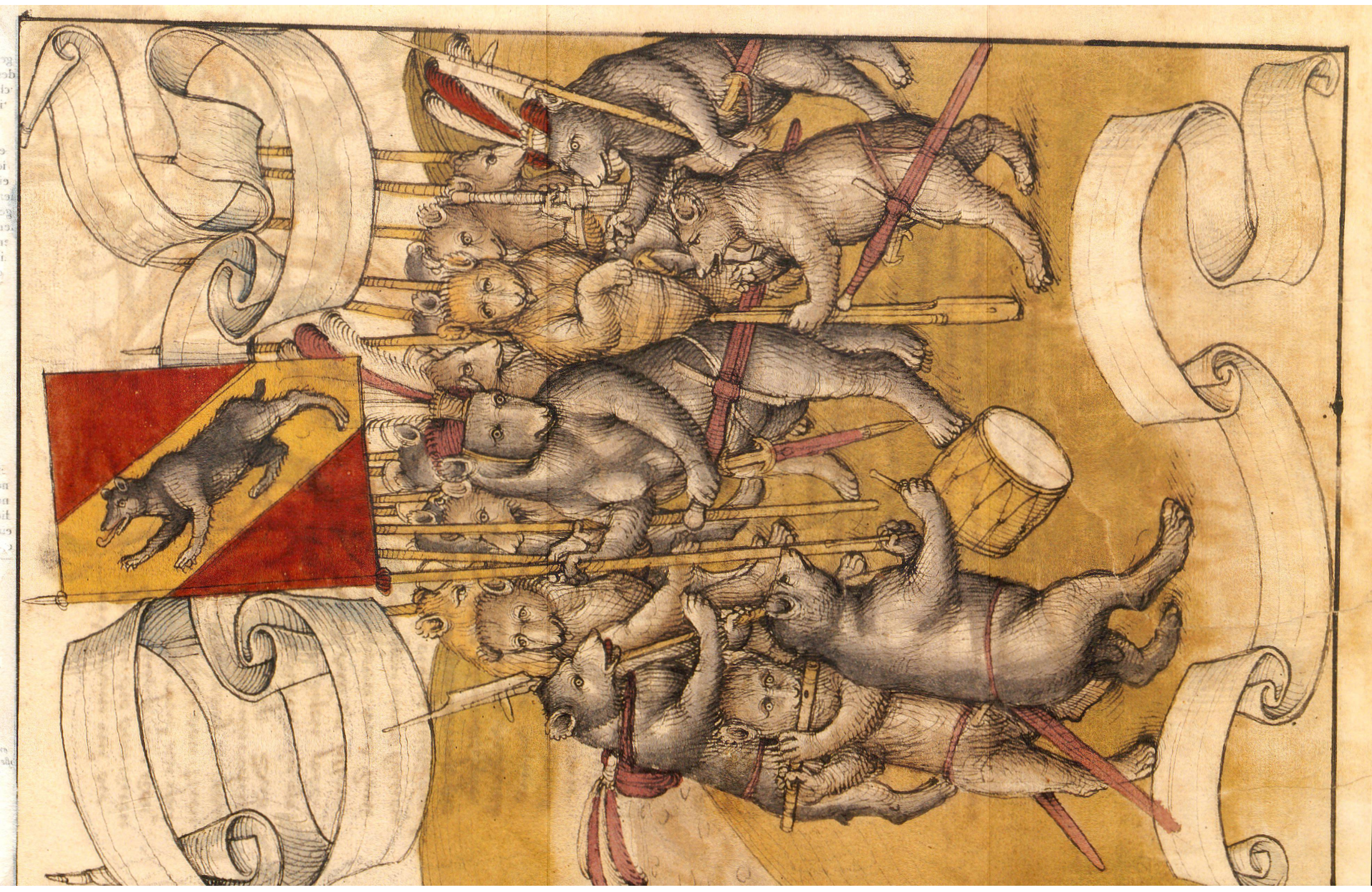
staufischen Bischof des 12. Jahrhunderts, ist es sinnvoll, sich mit Geschichte zu befassen, weil «... der verständige Leser nicht sowohl Geschichten, als vielmehr trübselige Tragödien menschlicher Leiden findet. Das ist fürwahr, so glauben wir, nach einem sinnvollen, vorausschauenden Plan des Schöpfers geschehen, damit die törichten Menschen, die irdischen, hinfalligen Dingen anzuhängen begehren, wenigstens durch den ständigen Wechsel ihrer eigenen Lage abgeschreckt und durch das Elend rasch vorübergehenden Lebens vom Geschaffenen weg zur Erkenntnis des Schöpfers geleitet werden.» Wo mittelalterliche Historiker Geschichte schreiben oder bewahren, da wird sie nicht nur unter Einschluß der jüdischen und antiken Geschichte gesehen (das heißt als «Weltgeschichte»), sondern zugleich immer auch intendiert, daß diese Geschichte auf Gott bezogen sei, Gott in ihr vorrangig wirke und Gottes Volk (das heißt vorerst die Israeliten, später die ganze gläubige Gemeinde der Christenheit) das auserwählte Objekt dieser Geschichte sei. Geschichte hat ihren zeitlich genau fixierten Anfang in der Schöpfung, ihren Höhepunkt in der Menschwerdung, im Leben und Sterben und insbesondere in der Auferstehung Christi und ihr nach den Abschiedsreden Jesu und der Apokalypse vorausgewußtes Ende im jüngsten Gericht. In all den großen historischen Konzepten, die Augustin, Beda Venerabilis, Ordericus Vitalis, Honorius Augustodunensis, Otto von Freising und andere im frühen und hohen Mittelalter entworfen haben, schwingt die Überzeugung mit, Geschichte entwickle sich nach einem vorgegebenen Plan, ziele auf eine Verschmelzung von Irdischem und Überirdischem hin. Das Bewußtsein, daß sich die Geschichte ihrem Ende nähere, hat in vielfältigster Weise auf den mittelalterlichen Alltag zurückgewirkt, und der Behauptung Ottos von Freising etwa, daß es nach dem sogenannten Römischen Reich

der Hohenstaufen kein anderes mehr geben könne und folglich die Herrschaft des Antichrist beginnen müsse, kommt auch (beabsichtigterweise) eine eminent politische Bedeutung zu.

Angesichts der eben geschilderten Geschichtsbilder stellt sich nun allerdings die Frage, ob es denn überhaupt zulässig sei, von diesen theologisch-philosophischen Konzepten hochgebildeter und hochgestellter Kleriker des frühen und hohen Mittelalters ohne weiteres zur städtischen Chronistik des 14./15. Jahrhunderts mit ihrem ganz anderen Autorenkreis und Publikum überzugehen, ob nicht eben die Geschichte einer Stadt, allenfalls gar nur einer bestimmten Epoche städtischer Entwicklung, an sich schon diesen welt- und heilsgeschichtlichen Deutungsmodellen widerspreche. In der Tat betont etwa Jakob Twinger von Königshofen in der Einleitung zu seiner zwischen 1382 und 1415 geschriebenen Straßburger Chronik: «Man vindet geschriben in latyne vil kroniken, das sind bücher von der zit, die do sagent von keysern, bebesten, künigen ... aber zu dütsche ist lützel sollicher bücher geschriben ... ouch hant die menschen me lustes zu lesendē von nuwen dingen denne von alten ...». Aber gerade der für die oberdeutsche Städtechronistik so bedeutende Twinger belegt dann mit seinem

ZUR NEBENSTEHENDEN FARBTAFEL

Allegorisches Bild als Titelbild zum Laupenkrieg, S. 227. Der Laupenkrieg ist Höhepunkt und Kernstück der Spiezer Chronik, denn der gleichnamige Ururgroßonkel des Schultheißen Rudolf von Erlach, für den Diebold Schilling die Chronik schrieb, spielte als Hauptmann der Berner bei Laupen darin eine herausragende Rolle. Der Chronist läßt diesen Abschnitt deshalb mit einem besonderen Titelblatt beginnen: Unter dem Berner Hauptbanner versammeln sich Bären zum Auszug, angeführt von den Spielleuten, einem Pfeifer und einem Trommler. Büchsen-schützen und Halpartenträgern umstehen den großen Bären-Venner.





nd wann mi die
sagen die den iren
aetz weis an die
an ere und an gut
stand In den then
got sinedig si pers
und darenb erbig
genogen ist Das
man daries In ge
reweis sagen se
und das es allen
deuten und den
ewigen nach funen
ein ewig meincial
und gedernp se

Darumb das man auch des gen den almachtigen
gotte wicker net vergerre Und auch darumb
das man got und verpande das gros recht vord
griupf So die von dem gatten und auch darumb
das man merck gross reis gelt und manns getat
darnit die von dem wib ginsten wie si nachst
sate so gopstiken erwaeten die man dordt und
then volgete auch In ordnung und requient hier
darni man nach mien sagen gedenten und des
in erugen iren wicker wer vergerren se also
ist auch der gros orientis drait den die von dem
vor saupen gatten mit wie frugten und gerten riffs
und waagen von weeren kawiden so sinen steuten
und mit denen von frugney die Inen aller weis in
leide taten die große was gowgen die der drait von
dem se außgelegt oder in honden fruggen was
darni der maegte und orientis of drait wann
der fenden so fruff malen me wt darni dero von
dem drait was es auch der maunliche drait
wann die von dem den mit verdarstern mit rate
und die von außten die in saupen waren oder
aber alle heren fruggen seiden

Werk, wie sehr auch er noch der augustini- schen Tradition verpflichtet ist: Er be- ginnt seine Straßburger Chronik mit der Weltgeschichte von der Schöpfung bis zu Alexander dem Großen, stellt im zweiten Teil die Entfaltung des Römischen Rei- ches von Cäsar bis zu König Ruprecht (!) dar, wendet sich im dritten der Geschichte des Papsttums zu und kommt erst im vier- ten und fünften Teil auf die Entwicklung Straßburgs zu sprechen, bezeichnender- weise wieder in Anlehnung an die augusti- nische Zwei-Reiche-Lehre unterteilt in Bistums- und Stadtgeschichte. Gerade die aus den Bettelorden stammenden Chro- nisten des 14. Jahrhunderts schreiben die Geschichte ihres Gemeinwesens aus einer Optik, die durch die Reichweite ihrer Or- den bestimmt und trotz lokaler Verdich- tung der Nachrichten nicht an eine Stadt als Zentrum gebunden ist. Der Lübecker Detmold etwa kritisiert an den ihm zu- gänglichen Materialien ausdrücklich, sie seien «brekhaftig der ding, de ghescheen weren an vele jaren unde an vele landen».

Gilt das eben Gesagte aber auch für die Berner Chronisten des 15. Jahrhunderts, für Konrad Justinger und seinen Bearbei- ter und Fortsetzer Diebold Schilling? Beide scheinen auf den ersten Blick der Universalität spätmittelalterlicher bür- gerlicher Chronistik zu widersprechen. Ihre Darstellung setzt ausdrücklich nicht ab origine mundi ein, sondern mit Fried- rich Barbarossa, jenem Kaiser, der un- mittelbar vor der Gründung Berns ge- herrscht hat. Bereits die ersten Sätze in Konrad Justingers Chronik-Prolog mah- nen aber zur Vorsicht. Er schreibt hier (und Diebold Schilling hat diese Passage sowohl in seine dem Rat überreichte als auch in die Rudolf von Erlach gewidmete Fassung wörtlich übernommen): «In dem namen der heiligen drivalentigkeit, des vat- ters, des suns und des heiligen geists, amen. Als gott himelrich und ertrich, alle creatures und den mönschen geschaffen hat, und wie die welt mit mengem unter-

scheid harkommen ist untz an daz zit der gnaden, daz got sinen eingebornen sun sante in diese welte, uns mit sinem wirdi- gen tode ze erlösen und die himel ze ent- sließen, und wie nach siner uffart die welt an uns har gestanden sye, und wie die durch die bebste und römsche keyser und künge ufgerichtet sye, und wie vil großer sachen und wunderlicher dingen dazwü- schent geschechen sye, dis alles waren hystorien und die bücher der kroniken uß- wisent.» Mit anderen Worten: Der welt- und heilsgeschichtliche Aspekt wird nicht etwa aufgegeben, sondern angesichts der bereits vorhandenen Darstellungen aus- drücklich vorausgesetzt. Wohl verzichten Justinger und seine Nachfolger im 15. Jahrhundert bewußt darauf, Dinge zu be- richten, die «ußwendig den landen ge- schechen». Wenn aber Justinger «seine Arbeit auf einen lokalen Bereich be- schränken will, so ist doch das Lokale nicht als die individuell lokale Begeben- heit, der besondere Fall in der Vielfalt» (Schmidt) verstanden, sondern als Exem- plum für das Allgemeine, gleichsam als pars pro toto.

Diese Sichtweise Justingers, Schillings und anderer läßt sich durchaus nicht nur in den programmatisch exponierten Ein- leitungspartien der Chroniken nachwei- sen, sondern mehrmals auch bei der Schil- derung einzelner Ereignisse, beispiels- weise des Laupenkrieges. Die Ausein- andersetzung von 1339/40 endet für die Ber- ner siegreich, weil «inen gott gnedig, hilf- lich und barmhertzig gewesen ist», wes- halb «si gott, siner lieben mutter, santt Vint- zencien, den heiligen zechentusent rit- tern und allem himelschen here darumb danck und ere sagen» sollen. Ungerech- fertigten Spott ihrer Gegner beachten die Berner nicht, «bis es nachmalen von got- tes gnaden an iren vienden swarlich gro- chen wart». Auf dem Schlachtfeld erklärt der bernische Anführer: «Wir sollen all- got loben, wann er ist selber bi uns gesin und hat unns bigestanden.» Und das geg-

nerische Freiburg entgeht der gänzlichen Zerstörung nur, weil «got dennoch die statt als jemerlich nit lassen unndergan» will. Die Stoffe der Chronik sind nicht einfach lokalgeschichtliche Ereignisse, sondern *res gestae Dei*, oder besser: *res gestae Dei per Bernenses*.

Bereits in dem aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammenden *Conflictus apud Laupon* erklärt der unbekanntes Verfasser, mit seiner Darstellung «*omnipotentis Dei laudem et gloriam perpetuam*» verdeutlichen zu wollen, und noch 1476, nach der Schlacht bei Murten, hält Johannes Heynlin vom Stein im Münster eine Predigt, in der er unter anderem einige Gedanken ausführt über das von Justinger aus der Zeit nach dem Laupenkrieg überlieferte Sprichwort «Got ist zu Bernburger worden, wer mag nu wider gott kriegen?».

Damit wird deutlich, daß auch die städtischen Chronisten des Spätmittelalters, daß auch Konrad Justinger und in seinem Gefolge Diebold Schilling, ihre Werke letztlich innerhalb universalhistorischer und unter heilsgeschichtlichen Vorstellungen geschaffen haben. Bezeichnenderweise ist die älteste Abschrift des *Conflictus apud Laupon* in einer Sammelhandschrift überliefert, in die zugleich die Papst- und Kaisergeschichte aus der Weltchronik des Martinus Polonus und zwei Traktate Jordans von Osnabrück zur Rechtsstellung und Translation des römischen Kaisertums eingetragen worden sind. Der *Conflictus* ist auch äußerlich eingebettet in die mittelalterliche Weltgeschichte.

Eine zweite Antwort auf die Frage nach den Motiven, die Verfasser und Leser von spätmittelalterlichen Stadtchroniken zu ihrem Tun veranlaßt haben, müßte demnach hinweisen auf das Bedürfnis der Menschen im 14./15. Jahrhundert, Aufschluß zu erhalten über die *causa finalis* historischer Prozesse, über das, was hinter den Zufälligkeiten des Alltages steht.

Die Aufgabe des Historikers, des Chronisten, besteht nun allerdings gerade im Spätmittelalter nach weitverbreiteter Auffassung nicht nur darin, einerseits den Status des Gemeinwesens durch die Geschichte zu dokumentieren, andererseits diese Selbstdeutung in die tradierten philosophisch-theologischen Geschichtsbilder einzuordnen. Seine Aufgabe ist es darüber hinaus, diese ehrenhafte Vergangenheit der Stadt und die in dieser Geschichte wirkenden göttlichen Kräfte den Zeitgenossen immer wieder in Erinnerung zu rufen. Von daher gesehen ist es durchaus sinnvoll, daß die frühesten Aufzeichnungen zur Geschichte Berns aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die unter dem Namen «*Chronica de Berno*» bekannt und einem Deutschordenspriester namens Ulrich Phundt zugeschrieben worden sind, ausgerechnet im Jahrzeitbuch der Vinzenzenkirche stehen. Neben dem Gebetsgedenken für die einzelnen Verstorbenen im Meßgottesdienst steht die Erinnerung an die für die ganze Stadt wichtigen Ereignisse in den chronikalischen Eintragungen. Die unverbunden nebeneinander stehenden Nachrichten etwa über den Beginn des Plattformbaus oder die Zerstörung der Letzi bei Wimmis erinnern nicht nur an annalistische Notizen in Nekrologien und Memorialbüchern früh- und hochmittelalterlicher Klöster, sondern ebenso an die Aufzeichnungen in den Schlachtjahrzeiten, die seit 1315 von den Talgemeinden der Waldstätte geführt und gefeiert worden sind. Das Nebeneinander von Seelmesse und chronikalischer Nachricht wird zum Nebeneinander von *memento mori* und *memento ne moriatur*.

Die Stärkung der kollektiven Erinnerung ist auch Konrad Justinger ein zentrales Anliegen. Er schreibt (und Diebold Schilling folgt ihm darin in seiner Chronikfassung für Rudolf von Erlach erneut wörtlich): «und won zergenglicher dingen vergessen wirt, und die löffe diser welt

hinschlichent und zergand, und in der zite der jaren vil dingen geendret werdent: darumb notdürftig ist, sölich sachen und geschehenheit ze ernüwernde und in schrift ze legende, umb daz die vergessenheit, die mit dem zite der jaren hinslichet und verswindet, uns daran nit hindre noch sume, sunder von kraft wegen der geschrift ein ewig memorial und angedenken allen lüten sye.» Diesen Gedanken wiederholt Justinger in der breit angelegten Einleitung zu seiner Darstellung des Laupenkrieges, und in der Widmung seiner Handschrift an Rudolf von Erlach betont Diebold Schilling, er habe dieses Werk zu Ehren des Geschlechtes von Erlach angefertigt, «damit dann der selben nit vergessen (wird) und zu ewiger angeächtnus». In diesen Passagen schwingt die Befürchtung mit, in einer Gesellschaft, in der die Schriftlichkeit eine immer größere Rolle zu spielen beginnt, könnte Wesentliches in der schwächer werdenden mündlichen Tradition verloren gehen. Nicht zuletzt deshalb wächst im 15. Jahrhundert bei Fürsten, Städten und einzelnen Geschlechtern das Bedürfnis, die Kunde über die eigenen Wurzeln und den erreichten sozialen und politischen Status schriftlich festzuhalten. erinnert sei in diesem Zusammenhang etwa an das Herkommen der Schwyzer und Oberhasler aus dem späten 15. Jahrhundert, an das Memorialwerk, das im Umfeld Kaiser Maximilians um 1500 entsteht, oder an Thüring von Ringoltingens Melusinenroman, dessen Stoff der Autor nach eigenen Angaben bearbeitet hat, weil er (im Gegensatz zu den meisten Ritterepen) Auf-

schluß über die Herkunft eines noch blühenden Fürstengeschlechtes gebe, mithin der «hystorie» zuzurechnen sei.

Eine dritte Gruppe von Motiven spätmittelalterlicher Geschichtsschreiber und Geschichtsleser geht demnach von dem Bedürfnis aus, dem Vergessen wesentlicher Sachverhalte entgegenzuwirken, der Vergänglichkeit zumindest in einzelnen Lebensbereichen Widerpart zu bieten.

Zum Selbstzweck sind «gedachtnus» und «memoria», sind Rang und Ehranspruch der Dargestellten für den mittelalterlichen Chronisten allerdings nie geworden. Vielmehr wird die Geschichte der einzelnen Kommunen, Geschlechter oder Potentaten, deren Herkommen, Ehrenrang und Auszeichnung immer gesehen vor der Folie grundsätzlicher Sinnangebote. «Denn – wie das Herbert Grundmann, der Altmeister der mittelalterlichen Historiographie, formuliert hat – alle Gedanken und Äußerungen über den Gang der Geschichte, soweit sie sich nicht in der Mitteilung von Ereignissen und Tatsachen erschöpfen, und alle Formen, in die man die Kenntnis der Geschichte zu fassen sucht, gehen in diesen frühen Jahrhunderten der europäischen Geschichte vielmehr von einem Wissen aus über die von Gott bestimmte Ordnung der Zeiten, das aus der Offenbarung und aus der Tradition stammt und nicht erst in der geschichtlichen Welt aufgefunden, sondern nur in ihr wiedergefunden und nachgewiesen werden muß. . . . Das ist das Grundschema für alle mittelalterliche Geschichtsbetrachtung.»

HINWEISE

*Die Schweiz im Mittelalter in
Diebold Schillings Spiezer Bilderchronik*

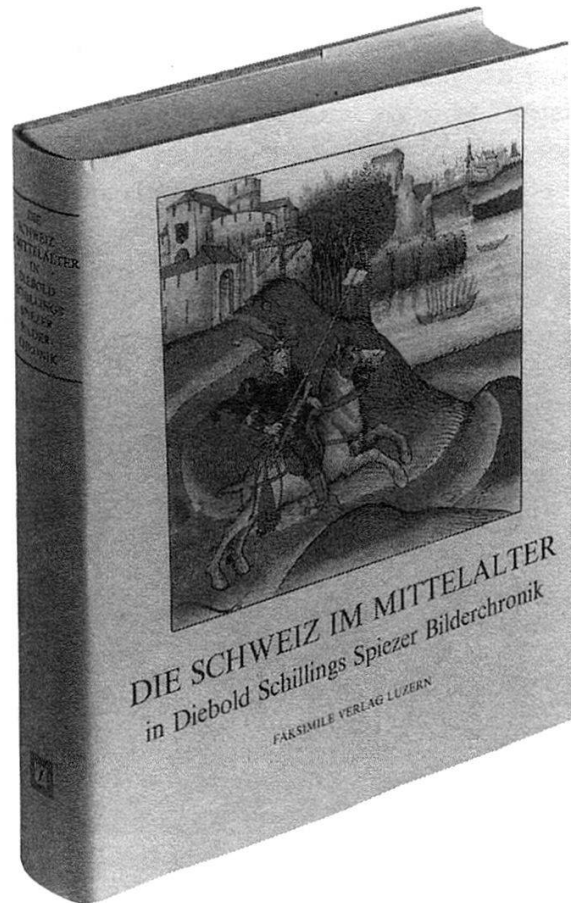
Zur Faksimile-Ausgabe der Handschrift Mss. hist. helv. I.16 der Burgerbi-

bliothek Bern ist im Faksimile Verlag Luzern eine von Hans Haerberli und Christoph von Steiger betreute Studienausgabe unter dem Titel «Die Schweiz im Mittelalter in Diebold Schillings Spiezer

Bilderchronik» erschienen. Sie enthält an wissenschaftlichen Texten eine «Beschreibung der Handschrift» von Urs Martin Zahnd (1–6), den «Bericht über die Restaurierung der Handschrift» von Erwin Oberholzer und Florence Darbre (7–14), die «Besitzergeschichte der Handschrift» von Christoph von Steiger (15–19), sodann die Studien «Zur Sprache Diebold Schillings» von Peter Glatthard (21–29), «Die Illustration und ihr stilistisches Umfeld» von Liselotte E. Saurma-Jeltsch (31–71), «Die <Spiezer> Chronik des Diebold Schilling als Quelle für die historische Realienkunde» von Peter Kaiser (73–134), «Die befleckte Handfeste. Die innerstädtischen Unruhen im Spiegel der spätmittelalterlichen bernischen Chronistik» von Kathrin Utz Tremp (135–150), «Laienbildung und Literatur im spätmittelalterlichen Bern» von Urs Martin Zahnd (151–160). Diesen Studien schließt sich die «Beschreibung der Illustrationen» von Vinzenz Bartlome an. Sie folgen deutsch und französisch (Übersetzung: Isabelle Schmid-Jamet) den schwarz-weiß wiedergegebenen Abbildungen der aufgeschlagenen Doppelseiten der so vollständig erfassten Chronik. Mit Sternchen sind jene 80 Bilder bezeichnet, die auch noch ganzseitig in Farbe wiedergegeben und zwischen die Seiten 20 und 21 eingeschaltet sind. Abgeschlossen wird das Werk mit der von Urs Martin Zahnd bearbeiteten «Edition des Chroniktextes» (455–578), der noch ein von verschiedenen Mitarbeitern hergestelltes «Glossar» und, ebenso hilfreich und nützlich, ein von Keiko Suzuki erstelltes, feingegliedertes Register folgen.

Der eindrucksvolle, in jeder Beziehung schwergewichtige, in kräftig-gediegenes Naturleinen gebundene Band ist als Berner Beitrag zum Jubiläumsjahr der Eidgenossenschaft kaum zu übertreffen. Er vermittelt und erschließt nicht nur ein Hauptwerk der alteidgenössischen Chronistik, eröffnet nicht nur vielfältigste Einblicke

in spätmittelalterliches Kultur- und Alltagsleben, sondern konfrontiert uns vor allem in packender Weise mit der politischen und kriegerischen Lebenskraft des mächtigsten Gliedes der Eidgenossenschaft. Der Schutzumschlag trägt auf der Vorderseite das Bild mit dem Boten des Grafen von Valangin, der 1339 den Bernern den Absagebrief bringt. Auf der



Rückseite erscheint das Titelblatt der Chronik zum Laupenkrieg, dessen Faksimile dieser Ausgabe des «Librarium» beigeheftet ist. Die Allegorie der sich um das Hauptbanner versammelnden Bären vereinigt in einer umwerfenden Mischung von Selbstbewußtsein und Selbstironie jene überlebensnotwendige Verbindung von Würde und Witz, von der man unserer 700jährigen Eidgenossenschaft eine kräftige Portion mehr wünschte, als derzeit geboten wird.

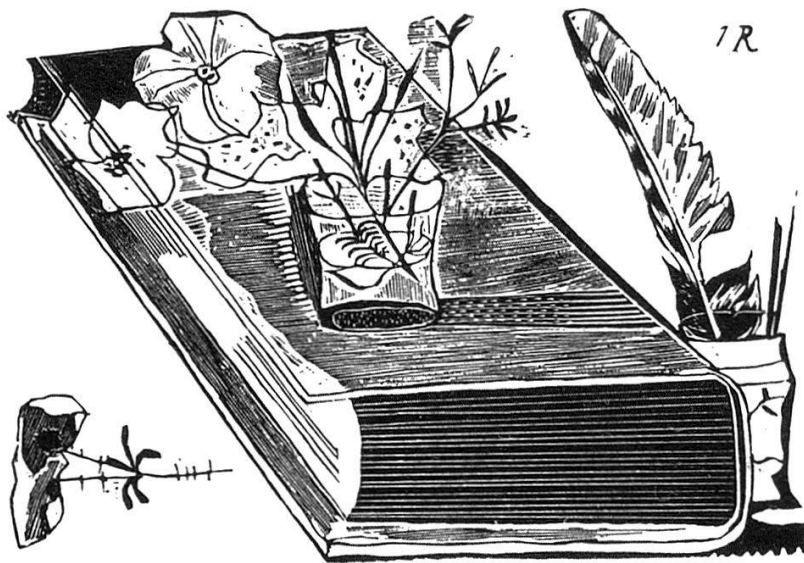
(Der Band «Die Schweiz im Mittelalter in Diebold Schillings Spiezer Bilderchro-

nik», Faksimile Verlag Luzern 1991, kann bis zum 30. Juni 1991 zum Preis von 380 Franken subskribiert werden; später wird er 480 Franken kosten.) Z

Imre Reiner

Durch einen Zufall kam Imre Reiner (1900–1987) auf einer 1926 unternommenen Reise nach Florenz in das Tessiner Dorf Ruvigliana und entschloß sich in der ersten Stunde, wiederzukommen, um hier zu wohnen und zu arbeiten. «Hier in

ser von Kunstlehrbüchern.» So steht es in dem von Roland Reiner im Benteli Verlag Bern liebevoll und sachkundig herausgegebenen Buch «Blumen und Früchte in Holzschnitten von Imre Reiner. Eine chronologische Darstellung. Zum 90. Geburtstag des Künstlers am 18. August 1990». Für den bibliophilen, feingebundenen Pappband, von dem nur 145 Exemplare für den Handel bestimmt sind, ist als Textschrift die Bembo-Antiqua (warum nicht eine von Reiners eigenen Schöpfungen?) gewählt worden. Den Deckel ziert die Wiedergabe eines Holzstiches zum «Frieden»



der Harmonie der Villa Sassa, inmitten eines teils urwüchsig wilden, teils lieblichen Gartens, umgeben von einer noch fast unberührten, reichen Natur, mit einem weiten Ausblick über Reben, Kirschbäume, Kastanien und Zypressen hinweg, zum ständig sich in seinen präziösen Launen von glattem Aquamarin über tiefen Saphir zu rauhem Smaragd wandelnden See und zu den gegen den Himmel mildpastellig abgestuften Bergen, entfaltete mein Vater – liebevoll umsorgt und fachkundig unterstützt von meiner Mutter – seine außergewöhnlich vielseitige und gigantische Tätigkeit als Maler, Zeichner, Graphiker, Holzstecher, Buchillustrator, Schriftkünstler, Typograph und Verfas-

ser von Aristophanes. Die meisten der 70 Holzschnitte sind für Ausgaben literarischer Werke von der Antike bis in die eigene Zeit des Künstlers geschaffen worden. Sie sind in der originalen Größe wiedergegeben; was in jenen Ausgaben selbst nachgesehen werden muß, ist ihr Zusammenspiel mit deren Typographie und anderen gestalterischen Momenten, von dem man sich bei einem Künstler wie Imre Reiner besondere Reize verspricht. Das Buch, das bald Seltenheitswert haben dürfte, empfiehlt sich nicht zuletzt auch als eine auf den neuesten Stand gebrachte biographische und bibliographische Einführung in das Gesamtwerk Imre Reiners. Z